

Nähe und Distanz

Glauben als Vertrauen

Auf das interessante Thema dieser Ausgabe des Gemeindebriefes lenkt bereits – und das ist seinerseits reizvoll – der Begriff des Glaubens. Denn wenn wir von Glauben sprechen, meinen wir kein gesichertes Wissen, das im Prinzip von allen Menschen in gleicher Weise überprüft werden könnte. Der Glaube bekundet beides zugleich: Nähe und Ferne, Verbundenheit mit dem Geglaubten und Distanz zu ihm. Anderenfalls würde es sich um eine grundsätzlich von jedermann erfahrbare Realität handeln, also gerade nicht um das, woran eine Person glaubt, worauf sie vertraut und worin ihre Hoffnung gegründet ist.

Das, was ganz allgemein vom Phänomen des Glaubens gilt, trifft vollends auf den christlichen Glauben zu. Im biblisch orientierten Glauben begegnen wir vielfach sowohl der Gottesnähe als auch der Gottesferne – und nicht selten sind beide Erfahrungen unmittelbar miteinander verwoben.

Denken wir beispielsweise an die Menschwerdung Gottes, die Inkarnation. Gott, den niemand jemals gesehen hat, wie es im 1. Johannesbrief 4,12 heißt, nimmt in dem Menschen Jesus von Nazareth Gestalt an, um den Geschöpfen in seiner göttlichen Liebe nahe zu sein.

Oder betrachten wir den Zusammenklang von Nähe und Ferne Gottes im Dekalog. Die Zehn Gebote stehen unter dem entscheidenden Vorzeichen der wirksamen Güte Gottes, der die Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten befreite (2. Mose 20,2). Und dennoch dürfen wir uns von dem Befreier, der – im übertragenen Sinne – aus jeglicher irdischen Knechtschaft errettet, kei-

ne Darstellung anfertigen (2. Mose 20,4). Dieses Bilderverbot hat seinen Sinn darin, uns vor dem allzu menschlichen Irrtum zu bewahren, wir könnten Gott, den Inbegriff des Unverfügbaren, in unsere durch Raum und Zeit begrenzte, dreidimensionale Wirklichkeit zwingen.



Die Kirche Maria Madre della Chiesa, Syrakus, Sizilien

Auch die Worte Jesu am Kreuz verknüpfen Gottesnähe und Gottesferne, Gottesgemeinschaft und Gottverlassenheit: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Markus 15,34) Denn in der Stunde tödlicher Not wendet sich der Gottessohn mit den Gebetsworten aus Psalm 22,2 an seinen himmlischen Vater, mit dem er innig verbunden ist. Der Gekreuzigte, der selber verraten und verlassen ist, verrät und verlässt seinen Gott nicht. Ihm schreit er das irdische Leiden zu. Ganz nah ist er dem, allem Anschein nach, abwesenden Gott. Jesus stirbt wie alle gläubigen Menschen: allein und

doch in Gemeinschaft mit Gott, den wir nicht zu fassen vermögen. An diesen wenigen Beispielen wird meines Erachtens deutlich, was ich eingangs sagte: Der Glaube ist von seinem Wesen her ein festes Vertrauen. Und Vertrauen bedeutet – im zwischenmenschlichen

Bereich ebenso wie im Verhältnis zwischen Menschen und Gott – immer, dass die Vertrauenden auf das setzen, was sie nicht sicher haben, auf das, was ihnen stets auch entzogen ist, so intensiv das Vertrauen auch sein mag. Martin Luther hat dies, wie ich finde, klar auf den Punkt gebracht. In seinem Großen Katechismus stellt er bei der Auslegung des Ersten Gebotes die Frage: „Was heißt ‚einen Gott haben‘, bzw. was ist ‚Gott‘?“ Und die treffende Antwort lautet: „Ein ‚Gott‘ heißt etwas, von dem man alles Gute erhoffen und zu dem man in allen

Nöten seine Zuflucht nehmen soll.“ Dann erklärt der Reformator, „woran du dein Herz hängtst und worauf du dich verlässest, das ist eigentlich dein Gott“. Dies besagt nichts anderes, als dass herzliche Bindung an Gott nie ohne Wagnis möglich ist. Das, worauf wir uns als Gläubige einlassen und vertrauen, ist uns, solange wir leben, in seiner Göttlichkeit verborgen, es ist transzendent. „Wir sehen jetzt“, schreibt Paulus, „durch einen Spiegel ein dunkles Bild“. Am Ende der Zeiten jedoch werden wir „von Angesicht zu Angesicht“ schauen (1. Korinther 13,12). Darauf vertrauen wir gemeinsam mit dem Apostel auf unserem irdischen Weg.

Thomas Berger